

A close-up portrait of Paula Modersohn-Becker, an expressionist painter. She has reddish-brown hair pulled back, looking directly at the viewer with a neutral expression. Her hands are clasped in front of her chest. She is wearing a patterned garment with red and brown tones. The background is a textured, dark grey-blue wall with a red horizontal band behind her shoulders. The overall style is characteristic of Die Brücke, with visible brushstrokes and a focus on color and form.

BORIS VON BRAUCHITSCH

PAULA
MODERSOHN
BECKER

BIOGRAFIE INSEL





Abb. 1: *Paula Modersohn-Becker*, Berlin 1905

BORIS VON BRAUCHITSCH

PAULA
MODERSOHN-
BECKER

BIOGRAFIE

MIT ZAHLREICHEN ABBILDUNGEN

INSEL VERLAG

Erste Auflage 2025

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2025

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Paula Modersohn-Becker, *Mädchen mit
gespreizter Hand vor der Brust*, um 1905, Von der Heydt-Museum,

Wuppertal, Foto: Von der Heydt-Museum

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64514-6

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

INHALT

In Nebel gehüllt	7
Dresden, Bremen, London – und eine illustre Verwandtschaft	10
Keine Fesseln	19
»Köstliches Braun«: Worpswede – Tristesse als künstlerisches Ideal	35
Ein besserer Mensch?	48
Hässlich und modern	66
Paris zum Ersten	79
Sonderlinge auf Sofas	94
Alltag	110
Spiegeleier und Mumien	129
»Alles Überflüssige raus!«	143
Ausbruchsphantasien	152
Ehe-Finale – und Neubeginn	162
Endstation Worpswede	200
In der Stille bis zur vollen Blüte	226
Anhang 230	
Anmerkungen	231
Literatur	239
Personenverzeichnis	243
Abbildungsverzeichnis	247
Bildnachweis	251

IN NEBEL GEHÜLLT

Der pensionierte Totengräber philosophiert im Dialog mit seiner geliebten Kuh, die er am Gängelband spazieren führt, die steinalte Armenhäslerin debattiert mit sich selbst, verändert den Tonfall, wenn sie sich antwortet, und taucht dabei ab in die Fernen ihrer Jugend. Die misshandelte Fünfjährige ist ins Gespräch mit ihren Gänsen vertieft, eingehüllt in ein Gespinnst aus Halluzinationen und Märchen, und Herr Schröder notiert in einem Buch seine gesammelten Unglücksfälle. Ein Panoptikum seltsamer Charaktere. Das ist das Dorf Worpswede durch die Augen Paula Beckers betrachtet: »Wenn diese Leute mal Gedanken haben, so lauscht man ihnen wie gebannt, meist reden sie aber nur Formel, nur leere Worte, um überhaupt zu reden. Das ist furchtbar und lässt die Gattung einem so niedrig erscheinen.«¹ Leben gibt es hier nicht, nur Worpswede, und das ist kein Leben, sondern Traum. Und doch fesseln diese Gestalten, denn auch in Paula Beckers literarischen Fiktionen verstehen die Mädchen die Sprache des Goldlacks und der Reseden und flüstern mit den Narzissen. Die Grenze zum Realen verschwimmt, wenn sie auf ihren abendlichen Spaziergängen mit den Kiefern und Birken flirtet, die sich in baumstarke Idealkünstler und grazile Jungfrauen verwandeln.

Das, was außerhalb dieser Welt liegt, ist irgendwann wie in Nebel gehüllt. In Worpswede wird man wunderlich. Dieses Worpswede soll der Zugezogenen Heimat werden, aber ganz dazugehören wird sie nie – weder zu den Bauern noch zu den Künstlern. Nur ihr Werk hat hier seine Wurzeln, gehört in diese Landschaft, zu diesen seltsamen Menschen. Von hier aus hat es sich fortentwickelt,

hierhin ist es immer wieder zurückgekehrt. Es atmet Melancholie und Apathie zugleich.

»Wer war diese Frau?«, fragte Sophie Dorothee Gallwitz², Redakteurin der Kulturzeitschrift *Die Guldenkammer*, die bereits 1913, sechs Jahre nach dem Tod von Paula Modersohn-Becker, rund fünfzig Briefe und Tagebuchnotizen von ihr publizierte. Zur Buchform erweitert, wurden sie zum Bestseller, der eindringlich das Ringen und Hadern und den letztlich unerschütterlichen Glauben der jungen Künstlerin an sich selbst vermittelte. Eine Biografie zu schreiben, so die Herausgeberin Gallwitz, erübrige sich damit, denn Paula Modersohn-Becker habe selbst ein Lebensbild entworfen, das ebenso einfach, groß und geschlossen sei wie der Anspruch ihrer Kunst.

»Es liegt nicht ein Stoff vor, aus dem nachträglich etwas zu machen, etwas Einheitliches zu konstruieren wäre«, schreibt Gallwitz und zieht – sie ist nebenbei auch Sängerin – eine Parallele zur Musik: »Vielmehr ist es so, daß die äußerlich so unkomplizierten Tatsachen und Geschehnisse durch Art und Wesen der Schreiberin selbst zu ihrer eigensten tiefsten Musik befreit worden sind; wie in der Hand des Tondichters ein Motiv weniger Töne sich zu dem großen Reichtum und der Geschlossenheit der Symphonie entwickelt.«³

Paula Modersohn-Beckers eigene Aufzeichnungen sind nicht nur Beschreibung und Analyse ihres Schaffens und Lebens, sondern ihr Schreibstil wird zum Ausdruck ihrer Empfindung, ihre Empfindung zum Ausdruck ihres starken, geschlossenen Werkes, ihr Werk schließlich zum Abbild ihres Erdenlebens, eines Daseins, das seine Apotheose erlebt, indem es das Stoffliche verlässt und zu Musik, zu einer Symphonie wird. Diese Hermetik ist das Fundament für den Mythos Modersohn-Becker.



Abb. 2: *Brustbild eines Mädchens in der Sonne vor weiter Landschaft*, 1897

DRESDEN, BREMEN, LONDON – UND EINE ILLUSTRERE VERWANDTSCHAFT

Geboren wurde Minna Hermine Paula Becker in Dresden-Friedrichstadt am 8. Februar 1876, $\frac{3}{4}$ 11 Uhr – wie es im Taufregister der Matthäuskirche heißt – als drittes von sieben Kindern. Ihre ersten zwölf Lebensjahre verbrachte sie in Dresden, zunächst in der Schäferstraße 59 über dem Kontor der Berlin-Dresdener Eisenbahn-Gesellschaft, für die ihr Vater, der Ingenieur Carl Woldemar Becker, arbeitete.⁴ Die zweite Eisenbahnverbindung Dresden-Berlin war im Jahr vor Paulas Geburt eröffnet worden. Carl Woldemar hatte für den sächsischen Abschnitt der Streckenführung verantwortlich gezeichnet – vom Dresdener Bahnhof in Berlin (bald schon durch den Anhalter Bahnhof als Endstation ersetzt) zum Berliner Bahnhof in Dresden. 1876 zog die Familie mit ihren ersten drei Kindern – Kurt, Bianca Emilie (genannt Milly) und Paula – in die Friedrichstraße 29 (heute 46). 1888 siedelte sie nach Bremen über.

Es heißt, Vater Becker habe einen Karriereknick erlebt, weil sein älterer Bruder ein Attentat auf den späteren Kaiser Wilhelm I. verübt hatte,⁵ doch das geschah bereits 1861, sodass Zusammenhänge mit beruflichen Veränderungen Carl Woldemar Beckers Ende der 1880er Jahre recht spekulativ erscheinen. Oskars Kugel aus seiner Damenpistole hatte Wilhelm außerdem damals auf der Promenade in Baden-Baden nur gestreift und die Sache war längst vergessen. Wilhelm war zum König und zum Kaiser gekrönt worden, Oskar, das schwarze Schaf der Familie Becker, war tot. Hät-



Abb. 3: Schwachhauser Chaussee in Bremen, 1899

te der geringste Verdacht bestanden, es mit einem Saboteur oder auch nur Zweifler an einer Nuance des preußischen Reglements zu tun zu haben, wäre Carl Woldemar eine solch verantwortungsvolle Aufgabe wie der Bau einer Eisenbahnstrecke kaum übertragen worden. Seine Versetzung nach Bremen erfolgte aus recht simplen Gründen. Die Arbeit in Dresden war getan. Allerdings fand sich auch in Bremen, wo der Bau des Hauptbahnhofs seiner Vollendung entgegenging, keine rechte Verwendung für ihn. Die Pionierzeit der Eisenbahn ging ihrem Ende entgegen.

Der Bremer Museumsdirektor Gustav Pauli erinnerte sich später »des gütig-stillen Mannes mit den durchfurchten Zügen, der mit einem kleinen Kreise gleichgesinnter Kunstfreunde an regelmäßigen Abenden gemeinsamer Betrachtung die Sammlungen des Bremer Kupferstichkabinetts durchzunehmen pflegte. Er sprach das Deutsch mit jenem herben Akzente, der unseren in Russland wohnenden Landsleuten gemeinsam zu sein scheint, denn er war in Odessa geboren.«⁶



Abb. 4: Familie Becker im Garten ihres Hauses in der Schwachhauser Chaussee

Seine Existenz mag ihm auch angesichts seiner illustren Verwandtschaft etwas trüb erschienen sein. Während er es nur zum preußischen Baurat gebracht hatte, war sein Vater Adam Becker wirklicher kaiserlich-russischer Staatsrat gewesen, war geadelt worden und hatte als Direktor des Lycée Richelieu in Odessa gewirkt, sein Großvater war Hofrat und Professor für römische Geschichte gewesen, seinem Großonkel Christian Gottfried, Betreiber einer gigantischen Baumwollspinnerei mit zweieinhalbtausend Arbeitern, hatte man in Chemnitz sogar ein Denkmal gesetzt. Sein Onkel Wilhelm Gustav war Professor für Pharmakologie in Kiew und Vorsteher der medizinischen Verwaltung von Polen gewesen, und seine Halbschwester Marie Luisa (aus der zweiten Ehe seines Vaters) war mit einem Teeplantagenbesitzer verheiratet und lebte auf einem Landsitz in England.

Der Blick auf die Familie seiner Frau machte die Sache nicht besser. Mathilde von Bültzingslöhnen brachte die *hellen, lebenbejahenden* Töne ein. Sie stammte ab von »Herrenmenschen, die niemals dazu zu bringen sind, das Überkommene einfach auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern für die Leben Selbstaufbauen heißt. Menschen, die ihre Uhr nach der Sonne stellen und nicht nach der Uhr des jeweiligen Rathauses«, wie Sophie Gallwitz wusste.⁷

Mathilde von Bültzingslöhens Vater war Stadtkommandant und Logenmeister der Freimaurer in Lübeck gewesen, Mathildes Brüder Günther und Wulf waren Plantagenbesitzer in Indonesien, Surabaya-Günther wirkte zudem als Konsul des deutschen Reichs auf Java und residierte feudal auf Schloss Biesdorf bei Berlin, als Carl Woldemar in Bremen eine Dienstwohnung in einer vergleichsweise bescheidenen Villa an der Schwachhauser Chaussee – im letzten Gebäude vor der Bahntrasse – bezog.⁸ Dort der waghalsige Selfmademan, hier höheres Beamtentum.

Was Vater Becker blieb, war die Aufgabe, sich um einen soliden Werdegang seiner Kinder zu kümmern. Besondere Sorgen machte ihm Paula. Äußerlich eher graues Entlein, oder wie Rainer Maria Rilke rückblickend dichtete:

*Ach du warst weit von jedem Ruhm. Du warst
unscheinbar; hattest leise deine Schönheit
hineingenommen, wie man eine Fahne
einzieht am grauen Morgen eines Werktags.*⁹

Doch innerlich auf ihre Art preußisch wie der Vater, »unerbittlich scharf eingestellte Ansprüche an sich selbst und jede Art von Leistung«,¹⁰

Als Zehnjährige wurde sie in einer Sandgrube mit anderen

Kindern der Familie verschüttet. Dabei erstickte ihre gleichaltrige Kusine, Tochter von Herma von Bültzingslöwen, der jüngsten Schwester ihrer Mutter. »Dieses Kind war das erste Ereignis in meinem Leben. Sie hieß Cora [Parizot] und war auf Java groß geworden. Wir lernten uns mit neun Jahren kennen und liebten uns sehr. Sie war sehr reif und klug. Mit ihr kam der erste Schimmer von Bewußtsein in mein Leben«, schrieb Paula Jahre später an Rainer Maria Rilke.¹¹ Auf dieses traumatische Erlebnis wurde wiederholt ihr ausgeprägter, unbedingter Wille zurückgeführt, kompromisslos ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen und in (fast) allen entscheidenden Punkten keinerlei Zugeständnisse zu machen.

Nach ihrer Konfirmation im April 1892 reiste Paula im Frühsommer nach England, wo sie bei ihrer Tante Marie und deren Mann Charles ein Jahr verbringen sollte. Eine erste, längere Trennung von der Familie. Was sie erwartete, war etwas völlig anderes, als die liberalen Umgangsformen, die sie aus ihrem Elternhaus kannte, wo sie ihre Mutter als Freundin betrachtete und wo sie gewohnt war, den Ton anzugeben. Die sechzehnjährige Paula war nach eigener Aussage »ganz ans Regieren gewöhnt«, es erschien ihr eine Selbstverständlichkeit, dass sie stets bekam, was sie wollte. »Alle unterwarfen sich mir und weder sie noch ich merkten etwas davon. Ich fand es auch in der Schule selbstverständlich, daß mein Wort das durchschlagende war.«¹²

Nun allerdings traf sie auf ihre Tante Marie, die den Versuch unternahm, angesichts der pädagogischen Versäumnisse, die ihrem Ermessen nach auf der Hand lagen, nachzubessern. Auch ihr dürfte jedoch klar gewesen sein, dass es für Kurskorrekturen im Grunde zu spät war. Umso nachdrücklicher schritt sie zur Tat, um den Egoismus ihrer Nichte zu bändigen und ihr das zu vermitteln,

was eine höhere Tochter ihrer Ansicht nach mit in eine Ehe bringen sollte, um praktisch anpacken zu können und in Gesellschaft für Kurzweil zu sorgen. Das Programm erstreckte sich auf Reiten, Klavier- und Tennisspielen, aber auch auf den Umgang mit der Nähmaschine, das Kühmelken und das Herstellen von Butter – in ihren Briefen nach zuhause berichtete Paula seitenweise über das Rühren von Streichfett, so dass man fast den Eindruck gewinnen könnte, sie wollte auf diesem Weg die Absurdität dieser Tätigkeit vor Augen führen.

Dass Paula sich auch Kunstunterricht wünschte, erschien Vater wie Tante unverdächtig. Schaden konnte es nicht, auch das zur Untermauerung eines zukünftigen erbaulichen Eheglücks zu beherrschen. So wurde ihr in London Malunterricht an der St. John's Wood Art School gewährt, bei dem zunächst einfache Arabesken zu zeichnen und antike Skulpturen zu kopieren waren, bevor die Aussicht bestand, nach lebenden Modellen zu arbeiten.

In Konkurrenz mit ihren mehr als fünfzig Mitschülern und Mitschülerinnen erkannte Paula rasch, dass sie nicht nur die Jüngste, sondern auch diejenige war, der es am meisten an handwerklicher Routine mangelte. Sollte allerdings die Absicht bestanden haben, sie auf diese Weise ein wenig Demut zu lehren, verfehlte der Kunstunterricht seine Wirkung. Er stachelte eher Paulas Ehrgeiz weiter an, sich das fehlende Handwerk so rasch wie möglich zu erschließen. Ihre bildungsbürgerlichen Eltern, denen sie Proben ihrer Kunst nach Bremen schickte, waren angetan, bei einer Tochter, die sie ohne nennenswerte Begabung wähten, nicht nur eine solche Begeisterung, sondern auch erfreuliche Resultate zu erkennen. Gerade weil ihr Vater, der zum Schwarzsehen neigte, bei seinen Töchtern auf alle Eventualitäten vorbereitet sein wollte – und dazu gehörte als ein Szenario, dass sie unverheiratet blieben –,



Abb. 5: Callablüte, 1892

erfreute ihn das neu entdeckte Talent Paulas, das ihr möglicherweise auch alleinstehend ein Auskommen garantieren konnte.

Die Londoner Kunstschule war eine gute Wahl. Keine Dilettantenanstalt für Hobbykünstler, sondern ein Vorbereitungsseminar für Aspiranten der Royal Academy. Hier eine künstlerische Ausbildung zu beginnen, machte Hoffnung auf mehr. Das Verhältnis zur Tante war dadurch aber nur kurzzeitig entspannter. In nahezu allen Belangen, so jedenfalls Paulas Empfindung, vermochte sie es Marie nicht recht zu machen. Von zuhause gewohnt, geliebt und gelobt zu werden, begann sie sich vor dem steten Tadel zu fürchten. »Ja, konnte ich denn dies alles ertragen? Ich verzogenes Kind, konnte ich mich an das alles gewöhnen? Jedesmal, wenn ich deine Unzufriedenheit sah, wurde ich unglücklicher«, schrieb sie rückblickend an Marie und sprach für sich und ihre Familie: »Ich bin, wir alle sind nicht an Unterordnung gewöhnt.«¹³ Ihr Zuhause war liebevoll und warmherzig, der Kultur gegenüber aufgeschlossen und voller sympathischer Rituale, wie der sonntäglichen »Tafelrunde«, bei der die Mutter die Briefe der abwesenden Kinder vorlas, was bedeutete, dass jedes abwesende Kind freitags zum Briefeschreiben nicht nur ermuntert wurde, sondern verdammt war und die Briefe selbstverständlich auch in literarische Konkurrenz zueinander traten. In England aber fühlte Paula keinerlei Zuneigung und Wärme, ihr Stolz ließ sie zu einem *lebenden Eisklumpen* gefrieren und sie war glücklich, als sie wieder zurück in Bremen war und deutsch reden und schreiben durfte, so behäbig selbstzufrieden ihr das hanseatische Dasein auch erscheinen mochte.¹⁴ Aus sicherer Distanz und dem Schutzraum ihres Elternhauses rechnete Paula mit der Tante ab. Sie bat sie, den ganzen Aufenthalt am besten zu vergessen, und rief ihr über den Kanal zu: »Mein Stolz ist mein Bestes.

Nun kann ich aber nicht Demütigungen ertragen. Dann werde ich ganz lebensmüde. Mein Stolz war meine Seele.«¹⁵

Vor allem der Vorwurf des Egoismus traf und beschäftigte sie. Noch vier Jahre später, längst ist sie von ihrem Weg zur Malerin nicht mehr abzubringen, schreibt sie an Tante Marie: »Ihr müßt mich schon alle mit meinem Egoismus nehmen, ich werde ihn nicht los, er gehört zu mir wie meine lange Nase.«¹⁶ Ihr Vater konnte diesbezüglich nur zustimmen. Er machte sich sein eigenes Bild von seinen Töchtern – und das war aus seiner Sicht eher ein düsteres. »Ich glaube nicht, daß unsere Töchter sich verheiraten werden, Paula am wenigsten weil sie für andere kritischer als für sich selbst ist und von ihnen mehr verlangt als sie zu verlangen berechtigt ist.«¹⁷

KEINE FESSELN

Als Zugeständnis an ihr Elternhaus absolvierte sie, wie auch ihre Schwestern Milly und Herma, in Bremen das Lehrerinnenseminar der frankophilen Pädagogin Ida Janson. Paula Beckers Ausbildung (1893-1895) fiel in die letzten Jahre der Tätigkeit von Mathilde Lammers, einer entschlossenen Vorkämpferin für ein Frauenleben ohne Ehe, die als Faktotum in einer Dienstwohnung des Instituts lebte. Stets hatte sie sich gegen »die herrschende Richtung in unserer jetzigen Erziehung des weiblichen Geschlechts« gewandt, die »die Ehe als naturnotwendigen, allein möglichen Abschluß der Mädchenjahre schlechthin voraussetzt, ohne auch nur den Schatten eines Gedankens an die Möglichkeit der Nichtverheiratung zu wenden, geschweige denn sich zu der Ansicht aufzuschwingen, daß auch die Glieder des weiblichen Geschlechts in erster Linie Menschen sind.«¹⁸ In ihrer Reihe von Essays unter dem sprechenden Titel *Allein durchs Leben* gab sie ihren Geschlechtsgenossinnen Ratschläge und zeigte sich kampfeslustig: »Die staatsbürgerlichen Rechte der Frauen sind in unserem Vaterlande bekanntlich schon seit Römerzeiten mit denen von Kindern und Idioten gleich! Wo es sich dagegen um *Pflichten* handelt, da betrachtet der Staat diejenigen Frauen, für die kein Mann eintritt, ohne weiteres als mündige Wesen.«¹⁹ Das heißt: Steuern zahlen musste man als ledige Frau, an ein Wahlrecht allerdings war nicht zu denken.

Das Seminar vermittelte also weitaus mehr, als üblicherweise von solchen Institutionen erwartet werden durfte. Es war keineswegs eine konformistische Lehranstalt zur Vermittlung autoritärer Erziehungsmethoden, sondern eröffnete ganz neue Perspektiven.